



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Huldigungs-Reise eines Rheinländers in den Octobertagen des Jahres 1840

Döring, Carl August

Magdeburg, 1841

Erster Abschnitt. Die Reise zur Hauptstadt.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27617

Erster Abschnitt.

Die Reise zur Hauptstadt.

In 7 Ruhepunkten für den g. Leser.

Erster Ruhepunkt.

Die Abordnung und die Zustimmung.

Schon die ersten Könige von Preußen standen mit den Vorfahren des Verfassers in den wohlwollendsten Beziehungen. So war mein Großvater bei dem Könige Friedrich Wilhelm I. wohl angeschrieben, und meine Familie bewahrt noch die kleinen und großen Sterne mit den schwarzen Adlern auf, welche Preußens Kronprinzen und Könige in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts getragen. Wie mein Großvater zu denselben gelangt? Ich wüßte es nicht anzugeben. So viel aber ist gewiß, daß mein Großvater, als er Landjäger in Güssen bei Magdeburg war, vom Könige Friedrich Wilhelm I. eines Besuchs gewürdigt ward. Zwei Söhne des Großvaters hatten bereits die Rechte studirt, der dritte und jüngste war noch auf der Schule und gerade zu der Zeit des Besuchs in den Ferien bei seinem Vater. Der Schüler machte seine damals übliche Reverenz. Wer ist dieser Jüngling? fragte der König. Der Vater antwortete: Ew. Königl. Majestät, es ist mein jüngster Sohn, jezt noch auf Schulen, aber bald reif, zum Studium der Theologie auf die Universität zu gehen. — Es ist doch Schade, daß Keiner von den Söhnen bei dem Metier des Vaters bleibt! Laßt ihn die Jägerei erlernen; ich will für ihn

sorgen. — Mein Vater ließ sich durch diese Worte seines Monarchen bestimmen, von seinem früheren Lebensplane abzustehen, und zu der edlen Waidmannskunst überzutreten. Dies geschah etwa im Jahre 1738. Aber kaum war mein Vater so weit in dieser neuen Lebensbahn vorgerückt, daß er auf eine feste Anstellung Anspruch machen konnte, da starb der König, den Spruch bewährend: Verlaßt euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen. Denn nach dem Tode des gedachten Königs kam ein anderer König auf, der nichts mehr wußte von Joseph und seinen Brüdern. Daher hat es denn mein Vater nur bis zum Oberförsterdienst gebracht, übrigens bis zu seinem letzten Lebenshauch in seinem 82sten Jahre dem königlichen Hause innig ergeben und ganz von dem Geiste und dem Vorbilde Friedrichs des Zweiten, des großen Königs, erfüllt und durchdrungen, so daß man ihn fast als eine kleine Copie von demselben ansehen konnte. Fleißig polirte er noch in seinem hohen Alter die kleinen und großen Adlersterne von getriebenem Silber, die er von seinem Vater geerbt, und hing sie zur Schau unter seinem Spiegel auf. —

Auch der jüngste Sohn desselben, der Verf. dieser Huldigungsreise, hat das Glück und die hohe Freude gehabt, schon vor 35 Jahren dem jetzigen Könige als Kronprinzen von 10 Jahren nahe zu kommen. Delbrück, früher Rector an der Schule des Klosters Lieben Frauen zu Magdeburg, war mein unvergeßlicher Lehrer und Erzieher, ehe er zum Gouverneur des damaligen Kronprinzen vom hochseligen Könige Friedrich Wilhelm III. berufen wurde. Er starb als Geheimer Rath, Superintendent und Pfarrer zu Zeitz. Ich weiß, welchen theuren Namen ich nenne, auch im Ohr und Herzen meines jetztregierenden Königs, und man verzeihe mir den Stolz, zu rühmen, daß mein durch hohe Bildung und Humanität ausgezeichnete Lehrer auch der Führer der Jugendjahre meines innig geliebten Monarchen gewesen.

Auch später bin ich diesem nicht fern und fremd geblieben. Als er im Jahre 1814 aus Frankreich, ein junger Held, in das Land seiner Väter zurückkehrte — da begrüßte

ich ihn im Namen einer Stadt mit einer Glückwünschungsode. Weil der damalige Kronprinz jedoch Incognito reiste, so überreichten ihm weißgekleidete Jungfrauen das Gedicht, mit der Bitte: dasselbe dem Kronprinzen gefälligst übergeben zu wollen! — welches Auskunftsmittel mit einem wohlgefälligen Lächeln aufgenommen wurde. Noch später wurde ich der Sprecher einer Stadt in der Grafschaft Mark, in einem Gedichte, und besonders in einem Abendliede, welches ihm unter seinem Schlafgemache gesungen und von dem Kronprinzen nicht ohne Theilnahme angehört wurde. Mehr als Einmal war ich so glücklich, in meinem gegenwärtigen Wohnorte mit der Königlichen Hoheit mich unterreden zu dürfen, und ihm bei der Tafel in das freundliche, liebevoll gemüthliche Angesicht zu schauen.

Aus hier angedeuteten Gründen möge der Leser ermessen, mit welcher Freude ich die Aufforderung durch den Herrn Oberpräsidenten von Bodenschwingh zu Coblenz erhielt, als Abgeordneter zur Erbhuldigung mich nach Berlin zu begeben. Ich nahm diese Einladung etwa mit folgenden Worten an:

Im höchsten Grade und auf die freudigste Weise überraschend kam mir die Aufforderung, zur Erbhuldigung Sr. Majestät des Königs mich nach Berlin zu verfügen. Mein Herz hat demselben längst gehuldigt und huldigt ihm fortwährend; um so williger bin ich, ihm auch feierlich und öffentlich in unseres theuren Vaterlandes Hauptstadt diese Huldigung zu leisten. Gott segne den König, das Vaterland, und alle seine treuen Diener! —

Mit jugendlichem Feuer und Eifer wurden die nöthigen Vorbereitungen zu dieser Reise getroffen. Von vielen Seiten her empfing ich die freundlichsten Glückwünsche; und im eigenen Freudengefühle war ich gleichsam wieder jung geworden. — Auch auf meine Kindlein ging diese Stimmung über. Dem Einen träumte von unserem Könige; der Andere erzählte den Leuten: Papa reist zum Könige! Man fragte: Was will er denn bei diesem? — Ei, erwiederte der Kleine: der König hat Hochzeit! Er verwechselte nämlich eine Hochzeitfeier meiner Nichte, welche kurz vor der Huldigungsfeier Statt finden

solle, und welcher ich auf meinem Wege nach Berlin noch beiwohnen konnte. Hatte denn der Kleine nicht Recht? War nicht die Huldigung des Königs ein großes Familien- und Hochzeitfest, bei welchem der König sich mit dem Herzen seines ganzen Volks vermählte? —

Zweiter Ruhepunkt.

Reisebericht. Reiseabenteuer. Reisetgespräche.

Als nun die anberaumte Zeit herbeigekommen, um abzureisen, und Alles dazu vorbereitet war, da glaubte ich, um nicht in den großen Schwarm der Mitdeputirten hineinzugerathen, die weniger bereifete Straße nach meinem vorgesteckten Ziele einschlagen zu müssen, nämlich über Paderborn, Braunschweig und Magdeburg. Aber wie irrte ich mich in dieser Meinung! Schon in Köln waren 22, sage zwei und zwanzig, nach Berlin eingeschriebene Reisende auf dem Posthofe, und diese Menge vermehrte sich von Stadt zu Stadt, schnell wie eine Schneelavine, die in ihrem Weiterrollen fortwährend riesenhaft anschwillt. Nirgends fast war die nöthige Anzahl von Wagen und Rossen, am wenigsten für Extraposten, schnell herbeizuschaffen, so daß unsere Weiterreise je näher der Elbe fort und fort sich verzögerte, und wir in Magdeburg um 6 — 7 Stunden später, als gewöhnlich, ankamen. Dazu waren die Tage und Nächte kalt und regnet, die Wege schmutzig, und das war der Humor von der Sache, mit Shakespeare zu reden, oder es gefellte sich die nüchterne Prosa zu der fast trunkenen Freudenpoesie. Viele klagten und bekamen den Schnupfen; ich aber blieb gesund und wohlgemuth, ungeachtet ich gewöhnlich in den Beiwagen die schlechtesten Plätze gewann, und auch von Herzen gern die besseren den Anderen, welche sich eifrig um solche bemühten, überließ. Wenn man uns in den vielen Beiwagen wie in einem langen Zuge daherfahren sah oder hörte, da liefen die Leute in den Dörfern und Städten zusammen,

und es wollte sie fast bedünken, als eile ein Eisenbahnwagenzug an ihnen vorüber.

Nenne mir doch nun, meine Reiseumse, die Namen von Einigen der Mitreisenden! Da war der Oberbürgermeister der Stadt Düsseldorf, v. Fuchsius, ein feiner, weiser, kluger Mann; ingleichen der Baurath Schnigler, mit dem kräftigen Gesicht, der viele Häuser den Reichen im Lande erbaut. In Schwelm, einem Grenzstädtchen zwischen der Grafschaft Mark und dem Großherzogthum Berg, gesellte sich Sternberg, der rechtgesinnte und vielverdiente Bürgermeister des genannten Städtchens, mit seiner getreuen Gattin zu uns.

Aber wer vermöchte sie alle zu nennen, die Namen der Glücklichen, welche zu dem Ehrengeschäft der Erbhuldigung berufen waren! Einige nenne ich absichtlich nicht, weil ich nichts Sonderliches von ihnen zu berichten vermag. Ohnehin ist auch die Muse, wie die ganze Zeit, alt geworden und scheint nicht mehr das gute Gedächtniß zu haben, wie zu Homers Zeiten. —

Nicht uninteressant war unter den Reisenden ein Nichtdeputirter, ein Namenloser, ein zwei und zwanziger frischer, kräftiger Sünzling, der sich schon viel in der Welt mit Nutzen umgesehen, der über Vieles mir Auskunft zu geben wußte im werthen Paderborner Lande, sowie im Braunschweigischen, ja, welcher vor Allem mir manche Einblicke gewährte in die Künste der edlen Kochkunst und in die Welt, in die Gesinnungen und in die Täuschungskünste der Köche. Er war nämlich selbst seines Geschäfts ein Koch; hatte sich bei dem edlen Buchdruckerfeste zu Leipzig fast krank gekocht und sich daselbst täglich einen Friedrichsd'or verdient. Jetzt wollte er zu gleichem Zweck und Verdienst nach Preußens Hauptstadt wallfahrten. Sein Großvater dagegen, wie er zu rühmen wußte, hatte geistliche Speise den Leuten bereitet; er war irgendwo Pfarrer gewesen. So war der Enkel, wenn ich so despectirlich von der Kochkunst mich ausdrücken darf, von der Höhe seines Großvaters in die Tiefe einer Küche gerathen. Sein Vater aber war Thierarzt; während dieser

Bestien heilte, heilte sein Großvater, biblisch zu reden, — Babel, — doch, o meine Muse, meine Seele, wolle doch ja nicht witzig oder ironisch sein, zumal in dieser so ernsthaften Zeit! —

Diese letztere Geschichte und Fabel von dem jungen Koch lehrt uns also, daß man von allen Menschen lernen könne, und Göthe hat Recht, wenn er vom Leben und Treiben der Menschenkinder spricht: Greift nur frisch hinein, und wo ihr es faßt, da ist es interessant. —

Von dem renommirten jungen Dichter Ferdinand Freiligrath wußte ein anderer Mitabgeordneter eben nicht Vortheilhaftes und Rühmliches zu erzählen. Möge derselbe, zu Unkel am Rheine, nicht fern vom Drachensfels wohnend, alle solche Drachenverläumdungen durch edles Handeln und schönes Dichten völlig zu Schanden machen! —

Setzt aber vergönne mir der geneigte Leser, am Schlusse dieses zweiten Ruhepunctes, eine kleine Episode vom achten Armeecorps der deutschen Bundestruppen, welche sich im September dieses Jahres zu Waffenübungen im Badenschen und im lieben Schwabenlande zusammengezogen, hier einzuschalten. Wie hoch der edle König von Württemberg, sowie der Großherzog von Baden, diese Truppen gehalten, wie er sie festlich und fürstlich bewirthe, davon wußte mir ein dabei gegenwärtig Gewesener viel zu erzählen. Fast aus allen Ländern Europens hatten sich Neugierige, selbst wohl auch Kundschafter, zu diesen Bundestruppenübungen zusammengefunden. Natürlich fehlte es daselbst auch an Franzosen nicht, welche ja ihre Nase in Alles stecken und noch immer lüstern sind nach den Fleischtöpfen des linken Rheinufers. Aber wo sich dieselben auch zeigten, überall wurden sie Zeugen von deutscher Brüderlichkeit, Eintracht, Gemüthlichkeit. Ihnen unstreitig zum Vossen trank man einander um so herzlicher zu, damit sie sähen und sich, wo möglich, endlich überzeugten, daß die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die aus dem sechszehnten bis achtzehnten wären. Sie mögen sich ein wenig — wenn auch nicht bis zum Sterben, geärgert haben. — Ein tragisches Fatum waltete aber von Neuom bei dem großen Weinfasse auf dem Schlosse

zu Heidelberg. Ein alter, vielgebienter Soldat — er hatte den Feldzug nach Rußland mitgemacht, war aus vielen blutigen Schlachten wohlbehalten zurückgekommen, hatte selbst den mörderischen Frost und den gefräßigen Hunger auf Rußlands Eisfeldern glücklich ausgehalten, — dieser nun kam noch, und zwar in der schönsten Friedenszeit, wo nicht in, doch neben dem Heidelberger Fasse, gar elendiglich um. Es hatten sich nämlich viele Schauende um gedachtes Riesenweinsfaß auf einer Gallerie versammelt; im Gedränge brach das Geländer oder die Gallerie um dieses Faß; Mehrere stürzten hinab, und auch unser Krieger fand hier, nicht auf dem Bette der Ehren, seinen Tod. So sind die Geschicke der Menschen oft recht wunderbar! —

Doch nun zurück zu unserer Deputirtenpilgerfahrt nach der geliebten Hauptstadt! —

In Paderborn ging es uns gar übel! Wir kamen spät am Abende daselbst an, mußten bei schmutzigem Wetter und Weg mehrere Straßen von der Post nach einem Gasthose gehen, und konnten kaum etwas zur Erquickung und Ernährung des dürstigen Leibes erlangen. Wir fanden nicht eben eine freundliche Aufnahme. Die Fleischbrühsuppe roch gar übel, die gebratenen Hähnchen waren noch ziemlich mit Federn bedeckt, der Wein war sauer u. s. w. u. s. w. Ein fast allgemeines Lamentiren brach aus, — ich aber blieb auch hier getrost und wohlgemuth, setzte mich sogar in ein offenes, allen Winden und der strengen Nachtkälte ausgesetztes sogenanntes Cabriolet, wo ich gleichsam ganz offene Nachtruhe hielt, dennoch recht leidlich schlief, und am andern Morgen frisch und fröhlich war. Die Stadt Paderborn hat durch diese Umstände meine früher eingefogenen Vorurtheile gegen sie leider! bestätigt und befestigt. Sie möge es mir gütigst verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue. —

Des folgenden Tages kamen wir in das Braunschweigische, wo es uns ein wenig besser erging, wo uns irgendwo ein tapferer Hirschbraten nebst vielen anderen Gerichten zur Labung sich darbot. Ich fragte die Leute nach ihrem vorigen und jetzigen Herzog; sie schienen indeß eben so wenig von diesem, als früher von jenem, erbaut zu sein. — — —

Dritter Ruhepunkt.

Gespräch mit einem katholischen Landedelmanne
aus Westphalen.

Zwischen Helmstedt und Magdeburg kam ich in einem Wägelchen, auf deutsch Chaise, allein zu sitzen neben gedachtem Herrn vom alten Adel. Er hatte eigentlich die Rechte studirt, hatte bei Görres in München (oder Coblenz?) gewohnt, war ein gebildeter Mann, welcher auch das katholische Kirchenrecht wohl inne hatte, und mit welchem sich trefflich disputiren ließ. Wir sprachen sehr viel und eifrig über Protestantismus und Katholicismus, über Bibelverfälschung, über Verbote, die Bibel zu lesen und ehelich zu werden, über die Kelchentziehung, Anrufung der Heiligen, Verehrung der Jungfrau Maria u. u. Ich sagte unter Anderem: Man beschuldigt uns Protestanten, als wenn wir die Bibel verfälscht; aber absichtlich und wissentlich ist das nie und nirgends geschehen; ohnehin halten wir uns ja nicht an Luthers Uebersetzung, sondern an den hebräischen und griechischen Grundtext. — Sie aber haben die Vulgata, die lateinische Uebersetzung, als Glaubensnorm geheiligt; — man muß aber die Geschichte dieser Uebersetzung bei Leander van Es gelesen haben, um zu wissen, wie menschlich es dabei zugegangen. Besonders ist es erschrecklich, wie man in dieser Vulgata bei 1 Mos. 3, 15. statt Christus, dem Weibessamen, d. i. dem Sohne einer Jungfrau, die Jungfrau, das Weib, selbst substituirt hat. Es heißt ausdrücklich in Ihrer lateinischen Bibel: sie wird der Schlange den Kopf zertreten (*Ipsa conteret caput serpentis*) und so wird ja auch die Jungfrau Maria bei Ihnen abgebildet, wie sie mit dem Fuße auf dem Kopf einer Schlange steht. Wer aber das Hebräische kennt, der weiß auch, daß nach den Gesetzen dieser Grundsprache ganz unmöglich dieses Schlangenkopfzertreten als durch das Weib geschehen gedeutet werden kann, sondern daß es schlechterdings auf ein Männliches, also auf den Sohn der Jungfrau, gedeutet werden muß. Dasselbe ergiebt sich auch aus der griechischen Uebersetzung,

welche bereits 270 Jahre vor Christi Geburt zu Alexandrien durch Veranstaltung der Ptolemäer angefertigt wurde. Ist es nun nicht ganz erschrecklich, daß man Christo diese Ehre raubt, und sie der Jungfrau Maria giebt? Mein ganzes Herz erbebt, mit meinem Pfarrer zu reden, wenn ich bei Alphons von Liguori, dem Stifter eines neuen Jesuitenordens, nämlich der Redemptoristen, welchen der heilige Vater noch kürzlich heilig gesprochen, in seinem Buche: „Die Herrlichkeiten der Maria,“ lese, daß dieser neue Heilige fast alle Verdienste, welche wir Protestanten, oder vielmehr die h. Schriften des alten und neuen Bundes, dem Sohne Gottes beilegen, der Mutter Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria, zuschreibt. Ist das nicht Christusverläugnung und Menschenvergötterung, Marienvergötterung? —

Er erwiderte hierauf: Nicht also! Sondern wir glauben nur, daß auch die Jungfrau Maria, welche den Sohn Gottes, den Heiland, gebar, verehrt werden muß als verdienstreiche Mutter — und daß wir die Mutter von ihrem Sohne nicht zu trennen vermögen ic. — Wir ehren die Mutter um des Sohnes willen.

Ich entgegnete: Aber hat nicht Christus, als Sohn Gottes, sich streng geschieden gehalten von seiner Mutter? hat er nicht, bei aller sonstigen Achtung für seine leibliche Mutter, dennoch in seinem göttlichen Erlösungswerk sich nichts von ihr vorschreiben lassen? Weib, sagte er auf der Hochzeit zu Cana: Was hab' ich mit dir zu schaffen; meine Stunde ist noch nicht gekommen. — Und als man ihm zumuthen wollte, von seiner Lehrthätigkeit abzulassen, weil seine Mutter und seine Brüder angekommen: was versetzte er auf solche Zumuthung? Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester.

Wir sprachen noch fast eben so weitläufig über die Fürbitte der Heiligen, da wir doch nach 1 Joh. 2, 1 — 3. einen Fürsprecher beim Vater haben, Jesum Christum, der gerecht ist und allgenugsam; über das Verbot Christi, Niemand Vater, Niemand gut, geschweige heilig zu nennen —

über das Messopfer, da doch nach dem Briefe an die Ebräer Christus eine ewige Erlösung gefunden und mit seinem einzigen Opfer am Kreuze in Ewigkeit vollkommen versöhnt habe, die geheiligt werden. — Ebenso über das Verbot des Bibellesens, da doch der Sohn Gottes selbst Ev. Joh. 5, 39. sagt: Forschet in der Schrift! da schon der ganze 119te Psalm ein beständiger Preis des göttlichen Wortes ist, und selbst Petrus den fleißigen Gebrauch der Bibel in seinen beiden Sendschreiben so dringend empfiehlt und die Christen zu Thessalonich, wie zu Berda, nach dem Bericht in der Apostelgeschichte, gelobt werden, daß sie täglich in der Schrift geforscht, ob sich's also verhielte, wie ihnen die Verkünder und Lehrer vorgetragen. — Dergleichen kamen wir auf die Entziehung des Kelchs, da doch Christus ausdrücklich befohlen: Trinket **Alle** daraus! da Christus nichts Unnöthiges kann vorgeschrieben haben. — Auch auf das Verbot der Priesterehe wendete sich unser Gespräch, indem ja Paulus 1 Tim. 4, 1 — 4. es unter die Lehren der Teufel rechnet, wenn man verbietet, ehelich zu werden, wodurch so manche katholische Geistliche Brandmahle im Gewissen bekommen, zu Sünden fortgerissen, wie davon traurige Beispiele erzählt und — geglaubt werden.

Er wußte auf alle diese Einwendungen das Gewöhnliche, und mehr als dieses, zu antworten, und zwar mit Kraft, Nachdruck und Anstand zugleich, so daß uns der Weg auf's Unangenehmste dadurch abgekürzt wurde und wir in Magdeburg mit gegenseitiger Achtung von einander schieden. — Wir fürchten, die Leser schon zu sehr ermüdet zu haben; daher wagen wir es nicht, ihnen den ganzen Inhalt unserer Unterredung ausführlich darzulegen. Ist es aber nicht ein Zeichen unserer Zeit, daß solche theologische und confessionelle Controversen, und zwar auf einem Postwagen, abgehandelt werden? Sind nicht unsere politischen Zeitungen voll von dergleichen? —

Unsere Huldigungsreise soll aber ein kleiner Zeitspiegel sein; darum mußte auch von diesem wirklich vorgefallenen Streitgespräch das Nöthigste berichtet werden.

Vierter Ruhepunkt.

Der beste Heilige ist doch der h. Martinus. Etwas von Hermes und den Hermesianern.

Schon wieder Katholisches? Nun ja! Ich saß nämlich zwischen Magdeburg und Burg bei einem trefflichen katholischen Priester, einem muntern Greise aus dem Paderbornschen, welcher gleichfalls zur Erbhuldigung abgeordnet war. Er erzählte: wie er eine recht gute Pfarre habe, und wie er, was er nicht brauche, gern zu wohlthätigen Zwecken hergebe. Wo aber haben Sie denn, fragte ich, das Geld zu dieser Reise hergenommen? — Das hab' ich für's Erste entlehnt; bald aber wird wohl der heilige Martinus mich in den Stand setzen, zu bezahlen. Ja, ja, der heilige Martinus ist doch der beste Heilige — sagte er schmunzelnd in seiner Ehrlichkeit. — Ich schloß daraus, daß dieser Heilige den katholischen Geistlichen am Meisten einbringe. Uebrigens dachte ich dabei an den Doctor Martin Luther und an das Martinstift in Erfurt, welches von dem würdigen Reintaler mit so rastloser Thätigkeit und mit so gesegnetem Erfolge verwaltet wird, und stimmte also gern mit meinem katholischen Reisegenossen über die Trefflichkeit des h. Martinus überein.

Mein neuer mitberordneter Reisegefährte kannte und schätzte auch den würdigen Hermes, dessen System von dem Papste für kezerisch und irthümlich erklärt ist; wirklich ist es auch nur ein rationalistisches in gründlicherer, katholischer Form und Auffassung. Er erzählte Vieles von diesem als Professor in Bonn gestorbenen Manne des Fortschritts. Achtzehn Jahre habe Hermes über sein System nachgedacht, — ehe er damit hervorgetreten. Mein Reisegenosse im Cabriolet hatte ihm daher eingewendet: Nun, dann müssen wir schwächere Köpfe und Geister ja doch wenigstens auch 18 Jahre studiren, um dieses System zu fassen — und wie viele Zeit werden wir dann

vollends nöthig haben, um es unsern Leuten, den Gemeindegliedern, den einfältigen Bürgern, Bauern, Kindern beizubringen! Auch versicherte der liebe, offene Mann, daß die Hermesianer meistens anmaßende, absprechende, Alles entscheidende Menschen seien. — Ferner erzählte er, wie er habe „büßen“ müssen, auf einem schlechten Wege, in einem schlechten Wagen herumgerüttelt und geschüttelt, wie dieß aber kein Vortheil für den Gastwirth gewesen, denn er habe, gewaltig hungrig dadurch geworden, wohl noch einmal so viel, wie gewöhnlich, gegessen. — —

Auch dieser Reisegenosse war mir lieb und willkommen — auch von ihm hab' ich Manches gelernt, und manchen hellen Blick in die katholische Welt und Empfindungsweise gethan. Aber was hilft's? Meine Leser wollen davon nichts mehr hören und lesen — darum still davon!

Fünfter Ruhepunct.

Etwas Protestantisches, — Preussisches.

So habe ich denn, wenigstens mir, merkwürdige Gespräche mit Katholiken mitten in protestantischen Ländern geführt. Ist das nicht auch eine Wirkung und Frucht der nöthig gewordenen und geforderten Erbhuldigungsreise? —

Ich fand indeß, daß die Menschen in diesen protestantischen Ländern furchtbar fluchen und immer viel Geld fordern können für das Kleinste, was sie geben oder leisten. Luxus und Ueppigkeit sind auch hier auf's Höchste gestiegen, und Katholiken und Protestanten haben einander nicht allzuviel vorzuwerfen. Ein fanatischer Mystiker und Separatist hat bereits vor etwa 150 Jahren von den drei bei uns üblichen Confessionsparteien folgendes sarkastische Wort ausgesprochen:

In Wollust, Trunkenheit und Böllerei
Sind Rom, Genf und Wittenberg im Grunde einerlei. —

Und vollends die Zanksucht! Bald hier — bald dort erhebt sich der Streit. Im Nord-Osten die Altlutheraner — im Süd-Westen die strengen Calviner! Ich gedenke dabei an das Wort eines ehrwürdigen Geistlichen, welcher die Evangelischen und die Reformirten — Brüder, dagegen die Lutheraner und Calviner — Zänker nannte. Ebenso habe ich in Absicht auf diese theologischen Zerwürfnisse mir ein Wort von einem trefflichen Holländischen Prediger gemerkt: Wir wollen nicht fragen, worin wir verschieden, sondern worin wir einig sind! — Ja, das Wort des h. Augustinus, so bekannt es auch sein mag, kann doch nie genug eingeschärft werden: *In necessariis unitas; in dubiis libertas; in omnibus caritas* (d. i. in nothwendigen und wesentlichen Dingen Einheit, in zweifelhaften — Freiheit; in allen Liebe!). O wenn solche Grundsätze recht beherzigt und ausgeübt würden, wie könnte man dann noch so streitsüchtig und zänkisch verfahren! — Mit Schmerzen, mit Beschämung denke ich an den Straußischen Streit in Westphalen und im Bergischen, an den Hülsmannschen Streit in Westphalen und im Bergischen, an den Sintenis Kampf zu Magdeburg, an die neue Aufregung und Zerwürfniß vieler Geistlichen in und um Bremen! Das Alles sind gar miserabele und verachtungswerthe Zänkereien! — Schämen sollte man sich ihrer, zumal den Katholiken gegenüber.

Doch viel Schönes regt sich daneben in der evangelischen Kirche, sowohl in England als in Schottland, sowohl in Deutschland, als in Holland, — besonders auch in Frankreich. Vorzüglich hörte ich viel Erfreuliches über das Wirken des Bischofs Dräseke in der Provinz Sachsen. Möge Gott den lieben Mann ferner stärken und segnen!

Besonders lieblich und herrlich ist er auch zu Burg empfangen. — Und hat er nicht an so vielen andern Orten hohe Begeisterung und neues Leben angeregt, ist er nicht fast überall mit Freude, mit Liebe aufgenommen? Nur in Magdeburg selbst scheint er von Mehreren verkannt zu werden. Das thut mir leid um die sonst guten und trefflichen Magdeburger! —

Ihr lieben Freunde an der Elbe und namentlich zu Magdeburg, verübelt es einem Rheinländer nicht, daß er so über euch sich äußert! — Die Sitten verschlechtern sich, wo der christliche Glaube wankt und weicht. — Magdeburg, sagte man mir, hieß sonst die Kanzlei Gottes; jetzt soll ein ganz vulgärer Nationalismus hier ziemlich allgemein herrschend sein!

Aber bin ich denn schier wie bezaubert, daß ich immer und immer wieder von der Religion, von ihren verschiedenen Parteiungen und Confessionen zu reden beginne? — Doch dieß gehört ja eben zum Zeitgeist! Ist nicht der vorige König auf eine recht fromme Weise gestorben? Beginnt nicht der jetzige seine Regierung auch durch religiöse und christliche Zusicherungen? Will er nicht ein christlicher König sein? — Ja, meine germanischen Brüder, nah' und fern, ich rufe entschieden aus:

Deutsches Gemüth steh' fest in der Gottheit Wesen gewurzelt!

Deutsche Vernunft sei stets Gottes Verkündigerin! —

Sechster Ruhepunkt.

Die Vorfeier in Berlin.

Wir sind endlich in Berlin angelangt! — Ueberall auf den Straßen frohe, rasche, geschäftige Bewegung, Vorbereitungen zum hohen Feste. Die Staatswagen, die Droschken, die Wagen aller Art rollen und jagen wie toll an einander vorüber.

Es ist Sonntag, der 11te October; die meisten Abgeordneten und Fremden sind bereits angelangt. Viele Bürger und Zimmerbesitzer hatten ihre Miethsleute ausziehen lassen oder sonst Zimmer leer gemacht, um sie zu einem theuren Preise für die Dauer der Huldigung unterzubringen. Wer sich durch Zeitungsnachrichten irre führen ließ, gab enorme Summen für

diese kurze Zeit, ja, er gab Alles, was man forderte, nur froh, ein Unterkommen gefunden zu haben. Es war aber dieses keineswegs so schwer, als man wähnte oder vorgab. Wer ruhig suchte und sich Zeit nahm, konnte wohl zu billigen Preisen ganz anständige Wohnungen bekommen, und viele Huldigungsabgeordnete haben mir die gute und billige Aufnahme bei ihren resp. Wirthen zu rühmen gehabt. —

Es ertönen die Glocken des Doms, wofern man sie anders zu hören vermag — denn allerdings erscheint Berlin schon dadurch als ein unkirchlicher Ort, weil man fast nirgend die Glocken von Kirchtürmen zur Andacht und zur öffentlichen Gottesverehrung einladen hört. — Ist es da ein Wunder, wenn Viele an's Kirchengehen gar nicht denken? In vielen Ortschaften des Rheinlandes läutet man eine halbe Stunde, und doch giebt's Menschen, die sich's dabei gar nicht einfallen lassen, daß auch sie zur Kirche gelockt und geladen werden. — „Wer predigt im Dom?“ — „Der Hofprediger Strauß!“ — Man strömt zur Hof- und Domkirche, besonders diesmal, begierig zu erfahren, wie die in dieser Woche bevorstehende Huldigungsfeier von ihm wird eingeleitet und vorbereitet werden. Man hat sich auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht. — Nach der Epistel des Sonntags wird die rechte Erbhuldigung dargestellt. Im ersten Theile dieser Vorbereitungs predigt wurde gezeigt, wie der König uns von Gott gegeben sei, und wie sein Volk ihm gehorche um Gottes, um des Herrn, um des Gewissens willen. Dieß sei das Wesen und die rechte Beschaffenheit einer Erbhuldigung.

Im zweiten Theile entwickelte der Herr Hof- und Domprediger aus den epistolischen Textsworten die rechte Gesinnung der Huldigenden und dessen, dem gehuldigt wird; es ist: Demuth, Sanftmuth, Geduld, Liebe, Friede, Eintracht ic. Das Preussische Volk und seine Regenten haben, wie oft, ein schönes Bild der Eintracht dargestellt, besonders zur Zeit des großen Churfürsten und des großen Königs. Besonders ergreifend waren folgende Worte: Da will der König

die Huldigung empfangen, wo in der Pfingstwoche die Leiche seines Vaters stand. Ihr Unterthanen, seid ihm gleich in der Demuth und in der Liebe. Ein Beispiel kindlicher Gesinnung und ehelicher Liebe ist uns auf dem Throne von unserem Könige gegeben. — Hierauf wurden die Zuhörer noch einmal in das Sterbehaus des vorigen Königs geführt. „Wunderbarer Moment! Der König stirbt! Der Kronprinz knieet! Jetzt heißt es: Der König hat ausgeathmet, und siehe, der als Kronprinz niedergekniet ist, der steht als König auf! Also gleichsam auf den Knien hat er den Thron seiner Väter bestiegen, auch dadurch erklärend, daß er König sei aus Gottes Gnaden. — Darum mögen seine Unterthanen für ihn beten. — Die Unterthanen sterben! Die Könige sterben! Das Weltgericht erscheint!“ — Zum Schluß wurde Gott innigst und kräftigst um Segen zu diesem Huldigungsfeste angerufen. —

Wir konnten uns nicht enthalten, diese Bruchstücke aus der Erinnerung dem geneigten und christlichen Leser mitzutheilen. Haben doch viele Tausende diese nur zu kurze Predigt gehört! Hat doch, wie wir weiter sehen wollen, die ganze Huldigungsfeier einen kirchlichen und christlichen Character gehabt.

Mit Sehnsucht hatte man schon lange dem Erscheinen des Programms zur Huldigungsfeier entgegengeharrt. Endlich erschien dasselbe in drei Foliobogen, sowohl einzeln gedruckt, als in den „Berlinischen Nachrichten“ Dienstags, den 13ten October, und riß alle diejenigen, welche den Abgeordneten über die Weise und Anordnung der Huldigungsfeier Auskunft geben sollten, aus ihrer Ungewißheit und Verlegenheit. In der That war es keine leichte Sache, so große, so verschiedenartige Massen von Deputirten, und so mannigfaltige Bestandtheile dieser Feier gehörig zu bestimmen, zu ordnen, zusammenzufügen. Daß hierbei nicht allen, zum Theil wunderlichen, Erwartungen und Anforderungen genügt werden konnte, läßt sich ermessen. —

Siebenter Ruhepunkt.

Besuche. Bettina. Kriminaldirector Hixig. Altenstein. Eichhorn. Zusammenkünfte. Prof. Zeune und seine Blindenanstalt. Gubitz.

Die drei Tage vor der Huldigungsfeier wurden nun von den Verschiedenen zu den verschiedensten Vorbereitungen angewendet. An vielen Häusern wurden die Gerüste und die Lampen zu den Illuminationen erhoben und befestigt. Von dem Opernhause aus erstreckte sich weit in die Länge hin ein Gebäude von Holz, bestimmt, die Deputirten als Gäste der Stadt in seine Räume aufzunehmen. Schnell und wie durch einen Zauber Schlag wurde dasselbe vollendet und in seinem Innern prachtvoll ausgeschmückt. — Die verschiedenen Classen der Abgeordneten versammelten sich an verschiedenen Orten, um sich über die Art der Feier und über ihr Verhalten bei derselben belehren zu lassen. Hier und da wurden schon einzelne Gastmale gehalten. So gaben Geistliche von Berlin den sämtlichen abgeordneten Amtsbrüdern aus den Provinzen ein frugales Abendessen, bei welchem, wie Alle versicherten, der Geist herzlicher Liebe und Eintracht den Vorsitz führte. — Auch an andern Orten fehlte es nicht an Nahrung für Geist und Leib, für Herz und Gemüth. — Vor Allem war ich besonders gern im Thiergarten; zur Bewunderung wurde ich hingerissen über die sinnige, geistvolle Anordnung und Eintheilung in diesen Räumen. Wie Vieles hat die Kunst, hat der Geist in Berlin selbst, so wie in seinen Umgebungen zu Stande gebracht! Von welcher Seite der Reisende auch durch die sandigen oder sumppigen Felder sich der Hauptstadt der Preussischen Länder nähert — immer wird er in Erstaunen gerathen, wenn er in diese durch geistige Zaubermacht in der Wüste entstandene schöne Stadt hineintritt. — Im Thiergarten wechseln wild durch einander gewachsene Gebüsch mit lichterem Partien angenehm ab; besonders zogen mich die Löwenbrücke und die Blumenbrücke an. —

Unter den Linden besuchte ich die Raczynskische Bildersammlung, die, außer einigen ältern Meisterwerken, besonders werthvolle Kunstgebilde von neueren Meistern (z. B. von Stille, Bach, Begaf, Th. Hildebrand, Schnorr, Sohn, Overbeck, Heß, W. Schadow ic.) enthält. Am Meisten zieht wohl die großartige Sunnenschlacht von W. Kaulbach, einem Schüler des Cornelius, die Aufmerksamkeit des Beschauenden an. Man fühlt sich vor diesem Gemälde wie von dem hohen, gewaltigen Geiste des Michel Angelo angeweht. Schade, daß es nicht in Farben ausgeführt ist!

Auch in dem Museum sah ich mich um, und bewunderte hier besonders den großen Reichthum von Madonnenbildern, unter welchen einige vortrefflich und meisterhaft zu nennen sind. Weniger sprachen mich dießmal, ich muß es bekennen, die antiken Bildsäulen an, über deren Nacktheit sich Jemand gegen mich mißfällig äußerte. —

Da in dem Pallaste des Grafen Raczynski auch Frau von Arnim wohnte, die als Bettina in ihrem Verhältnisse zu dem alten Göthe weit und breit einen Namen sich erworben, so verfehlte ich nicht, zumal mit einem Empfehlungsbrieft von einem ihrer jüngeren Freunde versehen, diese originelle, kräftig-lebendige, geistreiche Dame persönlich kennen zu lernen. Sie ist Mutter von mehreren Kindern, etwa von fünfzig Jahren, und hat ihr neuestes Werk, Briefe und Nachrichten von der Gûnderode enthaltend, „den Studenten“ gewidmet. Daraus erhellt, daß sie nicht einseitig ist, nicht bloß für den alten Göthe eingenommen, sondern auch für die kräftige Jugend. Sie äußerte sich zum Erschrecken frei über Religion, Zeitgeist, Zeitgenossen, über sich selbst. Als ich ihr ein Buch überreichte, in welchem unter andern auch Sprüche enthalten waren, schlug sie diese zuerst auf, und las darin z. B.: Wer nicht weiser geworden, der hat nicht gelebt! wobei sie bemerkte, daß sie denn nicht gelebt habe. — Sie habe so viel zu thun, habe an den Kronprinz, an den König — zuweilen wohl 24 Seiten, geschrieben, „mit derben Wahrheiten.“ „Der König soll darüber gelacht haben,“ sagte sie; „aber es bleibt Alles beim Alten!“ —

Bewundern mußte ich die Wahrhaftigkeit, die Offenheit und Freimüthigkeit dieser Dame; allerdings fühlte ich es tiefer bei ihr, als je sonst, daß in unseren äußeren und inneren Zuständen sehr viel Unwahres, Lügenhaftes und Heuchlerisches herrschet. Bettina kann nur in Gegensätzen geschildert werden: mit italienischem Gluthfeuer (sie ist eine geborene Brentano) verbindet sie deutsche Geradheit, Ehrlichkeit, Gemüthlichkeit; sie ist ein Kind in Naivität, Rücksichtslosigkeit, Offenherzigkeit, Eigenliebe, — und zugleich mächtig frei und männlich derb, wie wenige Männer. Sie ist ursprünglich Katholikin; im Grunde aber hat sie keine Religion, das heißt keine positive, dadurch so sehr abweichend von dem mehr weiblichen Glaubenssinn ihres phantastisch-sanatischen und bigott gestimmten Bruders. —

Den Kriminaldirector Hitzig mußte ich von Neuem schätzen lernen und lieb gewinnen. Mit großer Uneigennützigkeit hat er die Lebensbeschreibungen von Werner, Hoffmann, Chamisso zum Besten ihrer hinterlassenen Wittwen übernommen. Der jungen Talente, auch wohl der mittelmäßigen, nimmt er sich mit vieler Liebe an; ehrwürdig wurde er mir in seinem Eifer gegen die Wuth so Vieler in jetziger Zeit, sich die Schriftstellerei als Lebensberuf zu wählen. Von Dav. Strauß hoffte er noch Gutes. —

Ueber den verstorbenen Cultusminister von Altenstein ward sehr verschieden geurtheilt von Verschiedenen. Einige rühmten seine Gefälligkeit, gute Gesinnung und redliche Absicht, während Andere meinten, er sei in nichts entschieden gewesen, als in der Unentschiedenheit. Ich, meinerseits, glaube, daß bei so vielen, entgegengesetzten Ansprüchen an einen Minister ein gewisses Schaukelsystem fast unvermeidlich ist. Und ist es ihm nicht trefflich gelungen, die so aufgeregten Geister vieler Zeitgenossen niederzuhalten und zu beschwichtigen? — Ueber den neuen Cultusminister Eichhorn war dagegen bei Allen nur Eine Stimme: daß er ein tüchtiger Staatsmann voll redlicher Gesinnung, innigen Wohlwollens und unermüdlicher Thätigkeit sei.

Darum machte es einen höchst angenehmen Eindruck, als man endlich aus der Staatszeitung die wirkliche Ernennung dieses Ministers ersah. Ich weiß es, mit welchem Ernst, mit welcher Gewissenhaftigkeit, ja Religiosität der König ganz besonders zu der Wiederbesetzung dieser so hochwichtigen Stelle geschritten. — —

Und in der That, man braucht ihn nur Einmal zu sehen, zu hören, diesen rastlos thätigen Mann, um volles Vertrauen zu ihm zu gewinnen. Wahre Bildung, Frömmigkeit, Wohlwollen, Gewissenhaftigkeit, Gefühl, Gemüth, sprechen aus allen Zügen seines Gesichts. Er ist von Werthheim, bei Frankfurt am Main, gebürtig, zwei und sechszig Jahre alt, und besonders mit Schleiermachers Ansichten vertraut. Möge Gott ihn lange dem Staat und der Kirche erhalten! Wer ihn kennt und zu schätzen vermag, der wird gern in den Segenswunsch eines Deputirten einstimmen, der in seiner Gegenwart, durchdrungen von Liebe, Freude, Ehrfurcht, unwillkürlich ausrief: Gott segne unseren Herrn Minister! —

Viel Freundliches erfuhr ich auch bei Prof. Zeune; mit Rührung und Theilnehmung sah ich seine Blindenanstalt. Ich fand die Blinden meistens mit Korb- und Mattenflechten, die Mädchen mit Stricken beschäftigt. Sie lernen lesen, schreiben, musciren. Ihre Bibliothek, aus Büchern mit erhöhten Buchstaben, die sie mit den Fingerspitzen lesen, bestehend, zählt schon viele Bände. Außer in der Religion können sie auch in der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte u. sich auf diesem Wege unterrichten. Die Anstalt ist gut fundirt, besonders durch das bedeutende Vermächtniß eines alten, unverehelichten Rittmeisters, des Freiherrn von Rothenburg, der sein ganzes Vermögen von mehr als 77000 Thalern der Anstalt schenkte. Die nächste Veranlassung zu diesem bedeutenden Vermächtniß war — die Cholera, vor welcher dieser reiche Hagestolz sehr bange war. Er hatte sich zur Cholerazeit in der Blindenanstalt umgesehen, und fragte den Prof. Zeune: Thun Sie denn nichts gegen diese furchtbare Seuche? Antwort: Nein! Das beste Mittel ist, sich nicht zu fürchten. Uebrigens geben wir jetzt unsern Blinden

kein Obst, und lassen sie statt dessen Thee trinken. Der alte
 Wittmeister schien wenig Glauben an diese Diät zu haben.
 Nach einem Jahre kam er wieder, und fragte: Wie Viele sind
 Ihnen an der Cholera gestorben? Freudig konnte Zeune erwie-
 dern: Kein Einziger! Kein Blinder, noch sonst Jemand in der
 Anstalt. — Dieß machte einen starken Eindruck auf den alten
 Herrn, und er ließ die Worte fallen: Ich werde die Anstalt be-
 denken! Man dachte kaum mehr an diese Aeußerung; desto über-
 raschender war es, als die Anstalt durch dieses „Bedenken“ in den
 Besitz eines so bedeutenden Vermögens gesetzt wurde. Freilich
 kostete es noch Mühe, ehe die Staatsbehörde zur Annahme dieses
 Vermächnisses ermächtigte, denn sie mochte wohl ein
 so reiches und gütiges „Bedenken“ selbst sehr bedenklich
 finden. Doch wurden zuletzt alle Bedenklichkeiten beseitigt, und
 die Anstalt konnte sich nun für 26000 Thlr. ein herrliches Lo-
 kal in der Wilhelmsstraße erwerben, ein fast fürstliches, ein
 Vor-, ein Hintergebäude mit einem geräumigen Garten &c.
 Aug. Zeune, der Gründer und Vorsteher dieser Anstalt, giebt in
 einer kleinen Schrift: *Belisar, oder über Blinden-An-*
stalten, 5te verm. Aufl. 1839, viele sehr lehrreiche Erfahrun-
 gen über dieses so dunkle Gebiet des Menschenlebens. Auffal-
 lend ist es, daß die erste Blindenanstalt nicht früher, als im
 Jahre 1784, und zwar in Paris, nach Aehnlichkeit der Taub-
 stummen-Anstalt des Abbé de l'Épée, durch Valent. Haüy er-
 richtet wurde. Ihr folgten von 1791 — 99 Liverpool, Edin-
 burg, Bristol, London, 1805 Norwich, 1806 Berlin, 1807 Pe-
 tersburg, 1808 Wien, Prag und Dresden. Eine Menge an-
 derer Blindenanstalten wurden in der neuesten Zeit errichtet:
 besonders zählt Deutschland deren mehr, als alle Länder Euro-
 pens zusammengenommen. Sollte denn z. B. in Egypten,
 wo der hundertste Mensch blind sein mag, für diese Unglück-
 lichen gar nichts geschehen sein? —

Mit hoher Achtung für den würdigen Zeune verließ ich
 seine Anstalt, von ihm zu einem andern höchst merkwürdigen
 Manne — zu Gubiß — geführt. Welch eine Thätigkeit und
 Regsamkeit in diesem Manne! Er ist Holzschneider, (in der

wohlbekannten, ihm eigenthümlichen Manier) Schriftsteller, Redacteur, Buchdrucker und Buchhändler in Einer Person, — ursprünglich Theologe. Sein Gesicht mahnte mich stark an das von Chodowiecki. Es ist höchlich zu bewundern, daß er bei allen diesen Anstrengungen sich eine so rüstige, fast jugendliche Munterkeit bewahrt hat. Er wollte wissen, daß man im vorigen Jahre am Rhein von den katholischen Kanzeln gegen seinen Volkskalender und zwar drei Sonntage hinter einander polemisiert habe. Dafür sei ihm die Genugthuung geworden, daß in dem folgenden Jahre statt 50,000 Exemplare 60,000, also 10,000 Exemplare mehr, verkauft wären. Anfangs hat dieser Kalender ihm nichts eingebracht; jetzt ist er zu einer puissance geworden!

Siebenter Ruhepunkt.

Reflexionen.

1. Göthe sagt in seiner Eugenie:

Gar Vieles kann, gar Vieles muß geschehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

So könnte ich wohl noch Manches mittheilen von dem, was ich auf meiner Reise gesehen, gehört, — wenn es zu einer öffentlichen Bekanntwerdung sich eignete. Es möchte ohnehin mir gehen, wie dem Thiersch in München (nicht Thiers in Paris), der in seinen Schulreisen durch Deutschland, namentlich am Niederrhein, die lächerlichsten, seltsamsten, unbegreiflichsten Irrthümer niederschrieb. — Ach, die leidige Deffentlichkeit, auf deutsch Publicität! Dazu wird auch so Vieles in der Schriftstellerwelt mit Dampf getrieben und betrieben. Muß ich nicht selbst mit dieser Huldigungsreise möglichst eilen, damit nicht gar zu Viele mir vorausseilen (und ich dann post festum erscheine) —? Doch ich darf mich ja hinter die Worte auf dem Titelblatte meines Büchleins verbergen: Wahrheit und Dichtung! —

2. Mit welcher jugendlichen Begeisterung stellte sich mir die Reise zur Huldigung und die Huldigung selbst vor die Seele! Aber freilich — kein Reisen ohne Ungemach! — Gott Lob, daß ich trotz dem gesund und gutes Muthes blieb! Theilnehmend gedachte ich besonders an die, zumal zur Messe reisenden, Kaufleute. Wahrlich, ihr Gewinn und Reichthum wird ihnen auch nicht im Ruhesessel und im Schlafe zu Theil, besonders in unseren Tagen! —
3. Wie verschiedenartig sind doch Sitten und Sinn der Länder und Bewohner des heiligen römischen, deutschen Reichs! Das konnte ich schon bei den 80 — 90 Meilen gewahren, die ich durcheilte! Die Westphalen, namentlich wieder die Paderborner, die Hessen, die Braunschweiger, die Magdeburger, die Brandenburger, zumal die Berliner; wie abweichend von einander! Auffallend ist insbesondere die Verschiedenheit der katholischen und protestantischen Länder. In den letzteren erblickt man in der Regel besser bearbeitete Felder, reinlichere, von größerem Wohlstand zeugende Häuser, und ich sehe auf der Stirn und im ganzen Angesicht der Protestanten mehr den hellen, heitern Gedankenstrahl hervorleuchten. Was fanatische, verdammungsfüchtige Katholiken auf solche Bemerkungen von jeher zu erwiedern pflegten, kann man unter andern aus Schads, des Philosophen, und zum Protestantismus übergegangenen Katholiken, Lebensbeschreibung entnehmen. Dieser erzählt, daß er mit seinem Vater auf einer Reise nach dem ehemaligen Kloster Banz denselben auf die fruchtbareren und reicheren Aehrenselder der Kezer hingewiesen. Ja, sagte der Vater, das thut Gott freilich aus ganz besonderer Güte an diesen Abtrünnigen, um wenigstens für dieses Leben ihnen noch allerlei Wohlthaten zu erweisen; aber freilich mit dem Tode ist Alles aus, und nach demselben werden die Kezer alle verdammt und zur Hölle verwiesen. — Dieselbe Antwort gab der Vater, als der junge Sohn, in welchem

sich schon der Denker hervorrang, es doch höchst auffallend und befremdend fand, daß Preußens kaiserlicher König, Friedrich II., damals so siegreich über so viele rechtgläubige, d. i. katholische, Fürsten triumphirte. — Ich erwähne dieß Alles nicht aus Streitlust, sondern aus wahren Haß gegen jede Zanksucht und Parteilichkeit. Ich bekenne, hierin dem großen Dante mich anzuschließen, dessen Character und Gesinnung, dessen Gedichte und Leben entschiedenen, feurigen Widerwillen athmeten gegen alles Parteiwesen, und der eben so wenig ein Welfe, als ein Ghibelline zu sein sich entschließen konnte. —

Doch es wird endlich Zeit sein, da ich nicht, wie Ed. Beurmann in seinem: „Deutschland und die Deutschen“ die verschiedenen Länder und Städte zu characterisiren Lust und Talent in mir verspüre, daß ich zur Beschreibung der Huldigungsfeier selbst übergehe! —